

Wolf Dieter Enkelmann

ZUKUNFTSVISIONEN DER POLITISCHEN ÖKONOMIE

In zweierlei Hinsichten ist das ein heikles Thema. Helmut Schmidt hatte einst, auf Visionen angesprochen, das inzwischen geflügelte Wort geprägt: Wenn er je Visionen hätte, ginge er zum Arzt. – Und der Begriff der politischen Ökonomie ist gleichfalls belastet. Man denkt an ideologische oder praktische politische Korruption der Ökonomie. Aus Sicht der Wirtschaftsphilosophie kommt man aber um beide Begriffe nicht herum. In ihnen liegt unsere Zukunft.

Wer nun um Visionen bittet, hat normalerweise zwei Erwartungen. Erstens: Es gibt noch eine Zukunft. Und zweitens: Es gibt Hoffnung. Horrorgeschichten erwartet keiner. Selbst, wenn man ehrlicherweise nur apokalyptische Visionen ausbreiten kann, sollte man doch zumindest mit ein paar Vorschlägen aufwarten, was dennoch getan werden könnte. Mit einer Aufklärung darüber, dass das Unheil unabwendbar ist und es eine Zukunft gar nicht mehr gibt, rechnet niemand. – Indes: Wie sollte jemand Tragfähiges über die Zukunft sagen können, wenn er sie nicht ernsthaft in Frage stellt und zur allgemeinen Beruhigung lieber davon ausgeht, dass es *immer* eine Zukunft gibt?

Dass es eine Zukunft gibt, ist aber nicht selbstverständlich. Es gibt sie nicht immer und überall. Es gab und gibt auch heute noch Kulturen, die in einem ganz anderen Zeitverständnis leben. Für diese Kulturen ist eine Zukunft, wie wir sie kennen, an sich schon eine Horrordimension und das absolut zu Vermeidende. Wer fest eingebunden in seine Traditionen lebt, hat nur eine Aufgabe, nämlich, was war und ist, zu bewahren und das Erbe möglichst ungeschmälert weiterzugeben an die Nachkommen. Und die stehen dann schicksalsergeben gleichfalls vor der Aufgabe, die Kontinuität gegen die Ungewissheiten zu verteidigen, die die Zukunft, gäbe es sie, bringen kann. Hier wird nicht darauf spekuliert, was wir aus uns noch alles werden möglich machen können. Hier geht es darum, alles, was man hat und kennt, gegen den Einbruch einer Zukunft zu verteidigen, die gegenüber dem, was je schon war und ist und so auch bleiben sollte, nur noch im Verlust von all dem eine eigene Gestalt annehmen kann.

Es gibt also eine ganz andere Art, keine Zukunft zu haben und sogar auch gar keine haben zu wollen, als wie wir uns das immer vorstellen. – Für uns heißt das: Die entscheidende Zukunftsfrage ist gar nicht einmal, ob wir all das, was uns lieb und teuer geworden ist, die Zivilisation, der Wohlstand, die „Welt, wie wir sie kannten“ (Leggewie/Welzer), alles also, woran auch unser

eigenes Selbstwertgefühl hängt, für unsere Nachkommen werden erhalten können. Oder, ob wir noch die Zeit haben werden, die Hoffnungen auf eine bessere Welt und all die Ideen und Phantasien, die uns umtreiben, verwirklichen zu können. Die entscheidende Zukunftsfrage ist, ob es uns auch morgen noch gelingen wird, überhaupt eine Zukunft zu schaffen – und zwar als solche, und nicht nur all das also, wozu wir sie eventuell brauchen. Das ist die philosophische Frage: wie schafft man Zukunft?

Die Zeit ist nicht so de facto gegeben, wie wir das sonst den Dingen der Welt unterstellen. Wie Zeit als Zeit erscheint, kann sich sehr unterscheiden, und wie Zeit sich überhaupt erzeugt, ist eine ziemlich mysteriöse Sache. Aber, es ist, denke ich, auch, ohne das nun genauer zu klären, ersichtlich, in welche Gefahr wir uns bringen, wenn wir uns zu sehr weiterhin auf Gefahrenabwehr, auf Zukunftssicherung, auf das daraus folgende ‚Weiter so‘ und die Erhaltung des gegenwärtigen Status quo versteifen. Gerade so setzen wir die Zukunft aufs Spiel und werden wir sie preisgeben.

Wir können Realitätstüchtigkeit und Utopismus nicht gegeneinander auspielen. Utopien zu entwickeln, ist vielmehr der sogar bedeutendste Bestandteil unserer Realitätstüchtigkeit. Wir leben nämlich von der Spekulation auf die Zukunft. Und: So schaffen wir sie überhaupt erst.

Diese Spekulation ist der Grund unserer Produktivität. Sie ist unsere Ressource, und viel weniger all das, was war und uns aus der Vergangenheit überliefert ist. Mehr noch: Sie ist der Äther, in dem wir leben. Wir hätten zum Beispiel unsere Bildungs- und Ausbildungsgänge gar nicht. Wer seine Kinder in die Schule schickt, spekuliert auf deren Zukunft. Keiner macht Abitur um seiner selbst willen, sondern, weil er sich davon etwas verspricht, nämlich dadurch für sich eine Zukunft schaffen zu können und eine Existenz, die er in unserer Welt auf andere Weise nicht hätte. Und diese Spekulation wird uns in noch viel stärkerem und durchgreifenderem Ausmaß zur Ressource werden, als es heute noch der Fall ist. So unbeschränkt wie bisher werden wir zum Beispiel auf natürliche Ressourcen in Zukunft mit Sicherheit nicht mehr zurückgreifen können.

Wie erzeugt man nun aber echte Zukunftsvisionen, die zu den schönsten Erwartungen Anlass geben, weil sie mehr sind und anderes eröffnen als nur eine evolutionäre Bestätigung all dessen, was wir eh schon kennen? Ich denke, das ist genau das, was wir brauchen, – und genau das, woran es uns zunehmend mangelt. Die Zeiten gehen dem Ende entgegen, als das Machbare allein deswegen schon als das Wünschenswerte erscheinen konnte, weil möglich wurde, was eine ganze Menschheitsgeschichte lang schlichtweg unmöglich schien.

„Japan verändert alles“, so der Bayerische Umweltminister Markus Söder am Montag in der SZ. Wir haben jetzt gerade eine Situation, wo wir hilflos mitansehen müssen, dass wir nichts mehr machen können. Und, selbst wenn wir etwas *machen* könnten, würde uns das wirklich helfen? – Die alte Faszination, die die Technik einmal auslöste, wird wahrscheinlich nicht wiederkehren. Sie wird uns weiter mit ihren Entdeckungen und Innovationen verblüffen, aber: Auch wenn es gelänge, mit Technik die Folgen des technischen Fortschritts in den Griff zu kriegen und die Welt zu retten – das Leitmedium wird sie vielleicht nie wieder sein. Von technologisch vermittelten unbegrenzten Möglichkeiten sind heute zu viele eher beunruhigt, als dass sie sich darüber noch begeisterten.

Wie entsteht das Neue? Natürlich, es braucht Kreativität, um neue Perspektiven zu eröffnen, und man darf gespannt sein, welche Formen von Kreativität wir noch entdecken werden, von denen wir heute kaum etwas erahnen. Und es ist auch klar, dass sich die Zukunft kein Mensch allein am Schreibtisch wird ausdenken können. So funktioniert das nicht.

Wie haben wir Europäer es eigentlich immer gemacht? Womit haben wir unsere Epochenwechsel vorbereitet? Eingehandelt haben wir sie uns zu guter Letzt dann natürlich immer, indem wir voll auf Risiko gegangen sind. Das heißt: Wir haben nicht länger versucht, unter den gegebenen Umständen weiter für Verbesserungen zu sorgen. Wir haben uns vielmehr eingestanden: Uns reicht's. Schluss, Ende, aus, so geht's nicht weiter. Wir haben riskiert, dass das Alte endet, ohne schon vollends zu wissen, was uns bevorsteht und was wir uns damit einhandeln werden. Manchmal muss man eben alles aufs Spiel setzen. Dieser *ars moriendi* verdanken wir die Kultur der griechischen *polis*, von der wir heute noch leben, die Christianisierung, die Wiedergeburt Europas nach Karl dem Großen – die sogenannte *renovatio* –, danach die Renaissance, die Reformation, die Aufklärung, die französische Revolution bis zu den industriellen Revolutionen und – dem Rock n Roll. Evolution ist gut, manchmal aber ist Revolution besser.

Sieht man sich diese Revolutionen genauer an, dann lässt sich eigentlich durchgängig feststellen, dass darin sehr stark ein anamnetisches Moment mitwirkte, eine Erinnerung an verloren Gegangenes, das Eingeständnis eines Verlustes, über den man sich auch durch die blendendsten Gewinne nicht mehr hinwegtäuschen lassen wollte. Und woran hat man sich letztlich immer wieder erinnert? An die griechische Antike und die noch immer inspirierende Erfindung der Politik. Und damit sind wir bei meinem Thema, bei dem wir aber – Sie werden es gleich sehen – im Grunde auch schon die ganze Zeit waren.

Ich werde Ihnen nun nicht einzelne konkrete Vorstellungen präsentieren, die ich bereits fertig im Kopf mit mir herumtrage. Ich bleibe spekulativ. Zunächst also die Ökonomie: Ich bin ja weniger dafür zuständig, wie man sich was am besten zunutze machen kann, sondern dafür, wie wir Ökonomie überhaupt denken. Und da haben wir noch so manches vor uns. Denn wir denken die Ökonomie noch nicht ökonomisch. So ist etwa der bisher entscheidende Begriff der Ökonomie, der alles zusammenhält, nämlich der *Nutzen*, nicht wirklich der ökonomische Leitbegriff. Wenn alles nur noch nützt, nützt alles nichts mehr, wusste schon Aristoteles. Der Leitbegriff der Ökonomie ist deshalb etwas anderes, nämlich das *Glück*. Das spricht sich inzwischen auch herum. Weltweit gibt es inzwischen Anstrengungen, das bisherige Kriterium für wirtschaftlichen Erfolg, das BIP (Bruttoinlandsprodukt), durch einen neuen Indikator, ein hierzulande sogenanntes Glücks-BIP zu ersetzen. Doch fehlen da bislang noch die Begriffe, wie das Glück, das wir ja bisher aus der gesellschaftlichen Rationalität ins Private abgeschoben haben, politisch und ökonomisch überhaupt zu denken ist.

Und noch etwas: Wir leben in der Ökonomik noch immer im mechanistischen Zeitalter. In vielen Bereichen haben wir uns daraus – teilweise bereits seit langem schon – gelöst. Dahinter steht nicht zuletzt die schon von Goethe oder Hegel formulierte Einsicht, dass das auch den Menschen mechanisiert und damit seiner selbst aufs äußerste entfremdet. Nur in den Wirtschaftsdiskursen reden wir noch immer von *Marktmechanismen*, ohne dass sich jemand ernsthaft wundert. Aber: Es gibt keine Marktmechanismen! Praktiker wissen das auch. Das ist nur eine Metapher, die notdürftig hilft, die Vorgänge zu beschreiben, nicht mehr. Eine Zukunft lässt sich darauf aber schwerlich bauen. An der Formulierung des spezifischen, authentischen *Nomos* der Ökonomie wird in der Wirtschaftsphilosophie auch bereits gearbeitet. Nobelpreise sind damit zwar noch nicht zu gewinnen. Aber: Wir werden, allein, indem wir Ökonomie anders denken, völlig neue ökonomische Erfahrungen, Zweckbestimmungen und Zielorientierungen erleben. Und es wird eine politische Ökonomie sein, in der vermutlich das Paradigma der Metamorphose gegenüber dem heute vorherrschenden der Akkumulation eine Renaissance erleben wird.

Fast täglich ist irgendwo zu hören, der Staat solle sich aus der Ökonomie heraushalten. Gut, sachfremde Interventionen können nur schaden. Doch, was für ein Staatsbegriff wird dabei eigentlich unterstellt? Ist die *res publica* tatsächlich so prinzipiell die fremde Interventionsmacht, als die sie in diesen Diskursen immer erscheint? Nun, wir leben nicht mehr im Feudalismus. Und der freiheitliche Rechtsstaat geht nicht auf imperiale Traditionen zurück, sondern auf die griechische Polis. So gesehen will man die Ergebnisse freier

demokratischer Willensbildung – anders gesagt: uns – aus der Ökonomie heraushalten. Man kann so den Eindruck gewinnen, die Forderung lautet eigentlich: Lasst den Marktmechanismen die Freiheit. Lasst den entsprechenden Theorien ihren Lauf, dann wird es uns allen schon gut gehen. Da sind aber dann Zweifel doch mehr als berechtigt. Selbst Adam Smith sah da etwas für seinen Rationalitätstypus schwer Greifbares am Werke, das er dann hilfsweise mit dem aus der Theologie entlehnten Begriff der *invisible hand* bezeichnete. Sollte diese *invisible hand* aber nicht vielleicht viel eher einen Kopf in der dem Ökonomen dieses Typs ungreifbaren politischen Willensbildung haben? Die aber wendet eben nicht *automatisch* und quasimechanisch immer schon alles zum Besten, sondern nur dann, wenn sie sich bestens aufklärt über ihre spekulativen Perspektiven.

Die Ökonomie beansprucht für sich, autonom zu sein. Zu Recht. Nur wird dieser theoretische Anspruch zum Einen zur Zeit noch überhaupt nicht eingelöst, was wir sofort zu spüren bekämen, wenn uns eine *invisible hand* plötzlich den Ölhahn zudrehte. Und zum Anderen hat die ökonomische Autonomie die *Polis* zur Existenzvoraussetzung. Daher ist gerade diese Autonomie auch nur als politische Ökonomie denkbar. Wo es die Polis nicht gibt oder nicht begriffen wird, da gibt es auch keine Ökonomie, die eigenen vernünftigen Gesetzen folgt. Da gilt nur die pure Verfügungsgewalt über wirtschaftliche Ressourcen. Wir beobachten das laufend in den heutzutage zwangsläufig zwar staatlich formierten, diese Staatlichkeit aber kleptokratisch unterlaufenden Diktaturen.

Es ist die Polis, die die Menschen erst zu Bürgern macht und Individuen werden lässt. Der Staat löst sie aus dem familiären Naturverband der Gattungsreproduktion und stiftet ihnen einen Lebensraum zu eigenständiger Entfaltung. Und das macht sie auch erst zu *homines oeconomici*, die die Energien ihrer individuellen Wünsche in ihr eigenes Fortkommen und in Gewinne für die Welt investieren können.

Aristoteles hatte einst das *zoon politikon* als ein *zoon logon echon* – das politische Lebewesen also als ein solches, das Sprache hat, – bezeichnet. Was Aristoteles mit diesem *zoon logon echon* meint, wird bislang noch durch bildungsbürgerlich-literarische Deutungen ziemlich verstellt. Nietzsche allerdings hat klar erkannt, worum es wirklich geht: Er hat dieses *Lebewesen, das Sprache hat*, in ein *Tier, das versprechen darf*, übersetzt. Das Versprechen und nicht allein das Sprechen, ist das, was den Menschen erst zum Menschen macht. Nicht der rational agierende Nutzenmaximierer ist also der wahre *homo oeconomicus*, sondern der, der so frei ist oder sich so frei zu machen versteht, sich von sich – und anderen – etwas zu versprechen. Wer sein Wort geben und sich beim Wort nehmen lassen kann, der ist es vielmehr. Im Versprechen schlägt die Geburtsstunde der Produktivität.

Der Nukleus der Ökonomie wie der Politik ist das *große* Begehren, das nicht nur vom allgemeinen Kuchen ein möglichst großes Stück abhaben will. Es wagt vielmehr, kraft seiner Phantasie etwas erreichen zu wollen, was es noch gar nicht gibt. – In diesem Sinne haben wir auch von der Demokratie noch etwas zu erwarten. Wir haben mit dem, was wir heute von ihrer Freiheitskultur wissen, mitnichten ihren endgültigen Zustand erreicht, den wir nun fortan nur noch zu verteidigen hätten. Die Demokratie ist der Schlüssel für alles.

Ich hoffe, ich habe Ihnen nicht zuviel Hoffnung gemacht, aber doch ein bisschen klären können, *wie* man sich Hoffnung machen kann. – Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.

DR. PHIL. WOLF DIETER ENKELMANN
DIREKTOR FÜR FORSCHUNG UND ENTWICKLUNG
IM INSTITUT FÜR WIRTSCHAFTSGESTALTUNG
BORDEAUXPLATZ – WÖRTHSTR. 25 | D 81667 MÜNCHEN
+49.(0)89-48920800 | WD.ENKELMANN@IFW01.DE
© W.D. ENKELMANN | IfW | MÄRZ 2011